

1. Wortfeldetymologie: Eine Standortbestimmung

1.1 Problem

Lexikographischen Forschungsvorhaben wird gern ein gewisses Theoriedefizit nachgesagt, weil die Arbeitspraxis am Wörterbuch naturgemäß immer wieder zu pragmatischen Entscheidungen nötigt, die nicht immer in der ganzen Tiefe der theoretischen Reflexion dargelegt werden können¹. In einem datenbankbasierten Projekt wie dem DWEE kommt hinzu, dass die polyvalente Fragestellung von wortfeldbezogenem Sprachwandel stärker als synchrone Lexikon- oder Semasiologieforschung den Bearbeiter dazu zwingt, sehr unterschiedliche Elemente des Lexikons auszuwerten, und da wohl keine der derzeit etablierten Sprachtheorien von sich behaupten kann, sie sei für alle Aspekte der Sprachforschung gleichermaßen geeignet, ist ein gewisser Methodenpluralismus naheliegend. Das ist, weil begründbar, sicherlich legitim, muss aber dennoch reflektiert werden, zum einem, um dem Vorwurf der Beliebigkeit und des leichtfertigen Eklektizismus entgegenzutreten, zum andern aber auch, weil das DWEE-Projekt als umfangreiche Materialsammlung in der Zukunft durchaus auch für Fragestellungen genutzt werden kann und soll, die im Rahmen der eigentlichen Projektarbeit nur am Rande miterfasst werden.

Um ein Beispiel zu geben: Wenn im DWEE-Projekt die Bedeutungsübertragungen bei den Lemmata gesammelt werden, so dient das in erster Linie der Ermittlung salienter, entweder stereotyper oder prototypischer Merkmale, die die Übertragung ermöglichen. Auf diese Weise lässt sich nämlich Merkmalssalienz (oder auch die Veränderung in der Merkmalssalienz) auch für diejenigen Zeitstufen ermitteln, die der Introspektion nicht zugänglich sind. Zudem geben Verwendungen in übertragener Bedeutung häufig auch Aufschluss über Wertungen und helfen daher bei der Analyse von Konnotationen weiter², und das alles ist dann natürlich auch für die Frage des Sprachwandels relevant. Eine zugrunde liegende Metapherntheorie ist dabei selbstverständlich vorauszusetzen³, weil sonst z.B. die Entscheidung darüber, was eine Übertragung⁴ ist oder was als Polysemie aufgefasst werden muss, gar nicht möglich wäre. Aber natürlich wäre es wünschenswert, dass das im DWEE-Projekt gesammelte Material auch in ganz anders angelegte Metaphernuntersuchungen eingeht⁵. Dafür müssen dem künftigen Nutzer

¹ „Wenn man an einem Wörterbuch schreibt, ist man häufig gezwungen, sehr praktische Entscheidungen zu treffen, die oft im Widerspruch zu den Auffassungen stehen, die man im theoretischen Hinterkopf hat. Es empfiehlt sich daher, der praktischen Wörterbucharbeit eine reflexive Phase folgen zu lassen, in der man Raum zu stärker generalisierenden und systematisierenden Überlegungen hat.“ (Harras 1991: 4) - Die praktische Arbeit am DWEE steht nicht im Widerspruch zum „theoretischen Hinterkopf“ der Bearbeiterinnen, aber es ist natürlich trotzdem sinnvoll, die theoretischen Prämissen einmal explizit zu machen.

² Entsprechendes gilt für die Phraseologismen.

³ Vgl. beispielhaft die Metaphern im Kontext von *Haus*, Bock in diesem Band Kap. 3.4.

⁴ „Übertragung“ ist hier als Überbegriff für Metapher und Metonymie gemeint; zu deren Konzeption und den Problemen ihrer lexikographischen Darstellung vgl. jetzt Wojciechowska 2012.

⁵ Gerade die Unterscheidung von Stereotypen- und Prototypenmetaphern ist durchaus aufschlussreich. So setzt etwa die Redewendung *die Hosen anhaben* das Stereotyp eines männlichen, in Hosen gekleideten Haushaltsvorstands voraus, während bei *jemandem rutscht das Herz in die Hose* das saliente Merkmal <den Unterleib bedeckend> auf den Prototyp verweist. Es ist durchaus die Frage, ob es

aber die theoretischen und methodischen Prämissen zugänglich gemacht werden, damit er weiß, was er erwarten kann und was nicht. Im Folgenden soll daher der theoretische Standpunkt des DWEE-Projekts im Verhältnis zu den gängigen Semantik- und Sprachwandeltheorien umrissen werden.

1.2 Wörter und Lexikon

Üblicherweise geht Semantikforschung von Wörtern⁶ oder von Sätzen⁷, nicht vom Gesamtlexikon aus, auch wenn die Bedeutung des Gesamtwortschatzes und die Wechselbeziehung von Lexikon und Lemma nicht grundsätzlich bestritten werden. Grundsätzlich muss bei jeder Lexikonuntersuchung entschieden werden, ob der Ausgangspunkt semasiologisch oder onomasiologisch sein soll, doch ist das letztlich weniger ein Unterschied der Methodik als vielmehr einer der Fragestellung. Beide Ansätze untersuchen nämlich, wenngleich aus unterschiedlichen Perspektiven, das Verhältnis von Wort und Bedeutung.

Konsequenzen scheinen die beiden Perspektiven allerdings für die Beurteilung der Lexikonstruktur zu haben, denn die merkmalsbasierte Onomasiologie kann zu einem konnektionistischen Netzwerkmodell führen, bei dem letztlich jedes Wort über mindestens ein gemeinsames Merkmal mit anderen Wörtern verbunden ist und am Ende alles mehrdimensional mit allem zusammenhängt. Dagegen gerät bei einem semasiologischen Ansatz die hierarchische Struktur des Lexikons mit seinen Über- und Unterordnungen besser ins Blickfeld; das daraus resultierende Lexikonmodell ist daher stärker taxonomisch. Allerdings schließen sich die beiden Modelle keineswegs aus, denn auf Merkmalsbasis sind natürlich auch Hyponyme mit ihren Hyperonymen vernetzt, und wie die Wortfeldforschung immer wieder zeigt, sind die Grenzen der Wortfelder – als semasiologisch definierten Teilbereichen des Lexikons – unscharf, weil es sowohl Mehrfachhyponymie als auch merkmalsbasierte Quervernetzungen zwischen den verschiedenen Feldern gibt⁸. Auch existieren in jeder natürlichen Sprache, wie gerade der im vorliegenden Band behandelte Teilbereich der elementaren Alltagsgegenstände immer wieder zeigt, sowohl taxonomisch flache als auch tiefe Feldstrukturen, also netzartige und hierarchisch gestufte Bereiche. Dennoch kann man festhalten, dass das im DWEE-Projekt vorausgesetzte Lexikonmodell mit den gängigen Konzepten durchaus vereinbar ist.

Eine intensive Diskussion gibt es zwischen den Vertretern einer Merkmalssemantik⁹ einerseits und den Anhängern von stärker kognitiv geprägten Semantikrichtungen, in

überhaupt noch andere Metaphertypen gibt oder ob sich nicht letztlich alle Metaphern einem dieser beiden Grundtypen zuweisen lassen. In diachroner Perspektive wäre einmal zu fragen, ob bei der Umdeutung von unklar werdenden Metaphern auch Typenwandel vorkommt, wie häufig er ist und ob es dabei eine Entwicklungsrate gibt, vielleicht nicht gerade im Sinne einer Vorhersagbarkeit, aber doch zumindest als Tendenzregel.

⁶ Mit *Wörtern* sind hier und im Folgenden stets die Autosemantika gemeint.

⁷ Da die Satzsemantik im DWEE-Projekt nur eine untergeordnete Rolle spielt, wird sie im folgenden weiter keine Rolle spielen.

⁸ Allerdings ist es schwierig, für das kombinierte Modell eine geeignete Benennungsmetapher zu finden. Wenn wir im DWEE-Projekt mit dem Begriff „Wortfeld“ operieren, so hat das wissenschaftsge-schichtliche Gründe; flach wie Felder sind die Wortfelder natürlich nicht.

⁹ Vgl. z.B. Lüdi 1985.

erster Linie der Frame-¹⁰ und der Konzeptsemantik¹¹ andererseits. Hier stehen sich, manchmal in schroffer Abgrenzung¹², zwei Forschungsrichtungen gegenüber, von denen die eine davon ausgeht, dass sich die Bedeutung eines Wortes durch eine Analyse seiner gesamten Bedeutungskomponenten ermitteln lässt, wobei üblicherweise zwischen „nötigen“ und „hinreichenden“ Merkmalen unterschieden wird, während die andere von der Prämisse ausgeht, dass Bedeutungsmerkmale eher gebrauchtorientiert auftreten und womöglich dem Lexem gar nicht inhärent sind, sondern durch die Evozierung eines kognitiven Konzepts oder eben „Frames“, jedenfalls eines strukturierten Wissensrahmens erzeugt werden. Durch die Prototypentheorie¹³ schließlich lässt sich die Merkmalssemantik dahingehend modifizieren, dass die Vollständigkeit der nötigen und hinreichenden Merkmale nicht bei jedem Benennungsakt gegeben sein muss, dass das vollständige Merkmalsinventar demnach eine virtuelle Abstraktion ist, und dass außerdem Ensembles von bedeutungsverwandten Wörtern, also Wortfelder, um einen besonders charakteristischen, eben prototypischen Vertreter gruppiert sind. Daraus folgt auch, dass durchaus nicht jedes Element die semantische Gruppe mit der gleichen Evidenz vertreten kann. Ein Nachteil der Prototypensemantik ist es jedoch, dass die Abgrenzung prototypischer von salienten Merkmalen letztlich aus außersprachlichen Faktoren abgeleitet werden muss.

Nun ist einerseits das listenförmige Erfassen von Bedeutungsmerkmalen für die praktische Wörterbucharbeit natürlich unerlässlich¹⁴, und zwar nicht nur bei der synchronen, sondern ganz besonders auch bei der diachronen Betrachtung von Wörtern. Es bleibt aber ebenso natürlich ein gewisses Unbehagen bei der Annahme, dass damit ein Lexem tatsächlich schon in seiner gesamten semantischen Fülle und Flexibilität erfasst sei¹⁵, und weiterhin ist der Eindruck problematisch, dass die kognitive Verortung der Semantik damit im Grunde vollkommen ausgeklammert bleibt. Man weiß, schlicht gesagt, durch die Merkmalsbeschreibung nur, was der Fall ist, aber nicht, warum es so ist, und schon gar nicht, wie es so geworden ist, wie es ist, und schon gar nicht, warum es sich dann noch verändert. Eine Verbindung des Sprechers mit seiner Welt lässt sich so aber nicht herstellen, und auch die diachrone Komponente der Sprache muss dabei

¹⁰ Zur Framesemantik ist mit Busse 2012 ein voluminöses „Kompendium“ erschienen, das einen fundierten Zugriff auf die vielfachen Richtungen und Entwicklungsstufen der Frame-Semantik in der Tradition Fillmores verspricht. Leider beruht das Volumen des Buches aber in erster Linie auf einer unendlich redundanten Darstellungsweise; auch ist es durch den mitunter polemischen Ton und die ständige Vermischung von Darstellung und Bewertung nicht gerade leserfreundlich. Das Buch muss aber als derzeit aktuellste Zusammenfassung dennoch beigezogen werden.

¹¹ Um nur die „Klassiker“ zu zitieren: Jackendoff 1983; Lakoff 1987.

¹² Vgl. die kurze Darstellung bei Harras 1991: 13 ff. mit weiterer Literatur. Über die Möglichkeit, beide Modelle auch bei der Konzipierung von konnektionistischen Netzwerken einzubeziehen, informiert die Magisterarbeit von Wolfer 2007; zum Nutzen des Netzwerkmodells für die Fremdsprachendidaktik Kovács 2009.

¹³ Vgl. z.B. Kleiber 1998².

¹⁴ Ob dabei zusätzlich auch noch charakteristische Gebrauchsweisen erfasst werden, hängt natürlich vom Wörterbuchtyp und vom intendierten Nutzer ab. Daraus muss man keine Grundsatzfrage machen. - Zu den verschiedenen Wörterbuchtypen vgl. Engelberg/Lemnitzer 2009⁴.

¹⁵ Dabei ist der immer wieder vorgebrachte Einwand, dass eine Merkmalssemantik die Wortbedeutung niemals vollständig beschreiben, der am leichtesten zu widerlegende, denn das liegt ganz einfach an der Kreativität des Sprachverwenders, der sein Lexikon für immer neue Zwecke einsetzt.

außer Acht gelassen werden. Da aber Sprache nun einmal historisch gewachsen ist, wäre das ein zu enger Zugriff auf ein komplexes Phänomen.

1.3 Sprachwandel

Aus der Perspektive der diachronen Sprachwissenschaft muss man festhalten, dass sich semantischer Wandel mit der Merkmalslistung nicht nur nicht erklären lässt, sondern dass er im Rahmen eines Komponentenkonzepts im Grunde lediglich bei Änderungen der Realien vorkommen dürfte, also nur dann, wenn sich an einer Entität oder an einem Sachverhalt etwas ändert, das eine neue Merkmalsstruktur erfordert. In Wirklichkeit sind aber die Erscheinungsformen des Sprachwandels bekanntlich erheblich vielfältiger¹⁶ und die Erklärungen in aller Regel auch komplizierter¹⁷. Für eine lexikonbezogene Analyse des Sprachwandels bietet die Merkmalssemantik vollends überhaupt keine Anhaltspunkte, weil sie das Phänomen der semantischen Verschiebungen innerhalb eines Wortfelds nicht modellieren kann: Denn warum sollte eine semantische Veränderung bei dem einen Wort eine Veränderung bei einem anderen Wort auslösen? Und doch zeigt die Sprachgeschichte immer wieder, das genau das geschieht. Insofern ist die Merkmalsemantik, so nützlich sie für die synchrone Erfassung von Wortbedeutungen auch sein mag, kein ausreichendes Modell für die Analyse von Sprachwandel im Lexikon, sondern lediglich eines von mehreren Arbeitsinstrumenten.

Bei kognitiven Ansätzen ist das Problem eher praktischer als theoretischer Art. An sich lässt sich das Frame-Modell gut für Fragestellungen zur Kultursemantik verwenden, weil dadurch der Bezug auf das verstehensrelevante Wissen des Sprechers (und Hörers) hergestellt wird. Das betrifft sowohl das sprachliche wie das enzyklopädische Wissen, das sich ja diachron verändern kann und damit ein wichtiger Faktor des Sprachwandels ist. Schwierigkeiten entstehen aber durch die Tatsache, dass auch beim verstehensrelevanten Wissen zahlreiche Quervernetzungen bestehen, die nicht immer und zwangsläufig mit denen der Wortfelder identisch sind. Für ein vollständiges Verständnis des Sprecherwissens wäre daher die vollständige Erfassung seines Weltwissens nötig, was weder theoretisch noch praktisch möglich ist. Zudem macht die Lückenhaftigkeit älterer Corpora hier vieles hypothetisch.

Dennoch sind auch Aspekte der Frametheorie für die Analyse von diachronen Wortfeldern hilfreich. Geht man davon aus, dass ein Frame ein strukturierter kognitiver Wissensrahmen für die konventionalisierten Wortverwendungsmöglichkeiten ist, so bieten die in diesem Modell vorausgesetzten Frame-Elemente einen guten Ansatzpunkt für die Wortfelddefinition: Die Elemente eines Wortfelds sind dann nämlich Füllungsmöglichkeiten an jeweils einem bestimmten Slot des Frames. Um ein Beispiel zu geben: Zur Nahrungszubereitung gehört jemand, der kocht, ein geeigneter Raum, Nahrungsmittel, Instrumente für die Zubereitung, Gefäße für die Darreichung der Speisen und idealerweise auch ein Esser. Alle diese Elemente des prozessualen

¹⁶ Vgl. z.B. die Einführung von Nübling 2010³.

¹⁷ Ein neues, sehr anspruchsvolles Erklärungsmodell für den Sprachwandel bietet jetzt Zeige 2011 durch die Einbeziehung der Systemtheorie in die Sprachwandelforschung. Eine Diskussion dieses hoch interessanten Ansatzes würde hier leider zu weit führen und soll an anderer Stelle nachgeholt werden.

Frames „Kochen“ müssen dem Hörer bekannt sein. Andernfalls könnte er nämlich einen einfachen Satz wie

Er schlug zwei Eier in die Pfanne und aß sie mit Schwarzbrot

nicht verstehen. Sie müssen aber nicht immer alle instantiiert werden¹⁸; so könnte man sich auf dieselbe Szene auch beziehen mit einer Aussage wie:

Rühreier brutzelten auf dem Herd, der Küchentisch war gedeckt.

In beiden Fällen gelingt die Kommunikation nur dann, wenn dem Sprecher das implizit vorausgesetzte Wissen zur Verfügung steht. Wortfelder sind nun aber genau Gruppen von Wörtern, die an den Slots eines Frames einsetzbar sind: *Koch, Küche, Ei, Pfanne, Rührlöffel, Teller* usw. sind jeweils Vertreter von semantischen Gruppen, also Wortfeldern, aus deren Elementen der Sprecher bei der aktuellen Einsetzung auswählt. Die Wörter liegen aber weder alle auf derselben semantischen Ebene, noch sind sie im selben Maß mit ein und demselben Frame verbunden, denn einerseits berühren sich Frames stets auch mit anderen Frames - z.B. „Kochen“ mit „Essen“ -, andererseits können auch die Wörter mit mehreren konventionellen Wissensrahmen verknüpft sein, z.B. *Ei* mit „Lebensmittelproduktion“ oder *Küche* mit „Haus“. Die Interaktion von Frames und Lexemen ergibt demnach ein mehrdimensionales Vernetzungsmodell aus den miteinander vernetzten Frames und aus den ihrerseits auf andere Frames verweisenden Lexemen als Slotfiller.

Die Einzelanalyse von Fillern zeigt dabei aber durchaus, dass manche Wörter mit bestimmten Frames stärker assoziiert sind als andere, und das liegt keineswegs immer nur an den Realien, sondern – und hier bietet sich der Verknüpfungspunkt von Frame-theorie, Merkmalsemantik und Wortfeldetymologie an – auch an der Binnenstruktur des Wortfelds und an der dadurch bedingten höheren oder geringeren Assoziationsstärke der Lexeme zu einem bestimmten Frame. So ist *schlagen* in der Wendung *Eier in die Pfanne schlagen* als küchenspezifische Verwendungsweise eines insgesamt sehr flexiblen Wortes mit dem Frame „Kochen“ deutlich schwächer assoziiert als *brutzeln*, und *Eier* ist schwächer assoziiert als das weitaus spezifischere *Rühreier*. Das setzt dann wohl doch voraus, dass auch die Lexeme als solche etwas in den Frame „einbringen“, indem sie ihn konkretisieren, und es hängt dann eben auch von den möglichen Konkurrenten eines Fillers in seinem Wortfeld ab, wie hoch die Assoziationsstärke jeweils ist. Ein exemplarischer Fall für unser Beispiel ist die Bezeichnung der kochenden Person, für die es ein semantisch neutrales Nomen agentis **Kocher* ja nicht gibt. Der Sprecher kann also bei der Instantiierung nur wählen zwischen der Berufsbezeichnung *Koch/Köchin*, die den konkretisierten Frame auf die Szenerie des professionellen Kochens festlegt¹⁹, oder einer Individualbezeichnung, wenn er diese Fest-

¹⁸ Hier berührt sich die Frame-Semantik mit den neueren Forschungen zur Informationsstruktur; zu Anwendungsmöglichkeiten auf historische Corpora vgl. jetzt Passer 2012.

¹⁹ Da die Führung eines Haushalts faktisch ein Beruf ist, auch wenn das nicht zu allen Zeiten gesellschaftlich anerkannt wird, betrachte ich das Kochen einer Hausfrau oder eines Hausmanns als professionelle Tätigkeit. Verwendungsweisen des Typs *Sie ist eine gute Köchin* für Frauen, die einen anderen Beruf als Köchin oder Hausfrau ausüben, setzt das allmählich veraltende Stereotyp der kochenden Hausfrau fort; bezeichnenderweise neigt man, wenn es um Männer geht, eher dazu zu sagen *Er*

legung vermeiden möchte. Das setzt dann beim Hörer Kontextwissen voraus, denn bei einem Beispiel wie

Peter schlug zwei Eier in die Pfanne

ist für ein fundiertes Verständnis neben der Kenntnis des Frames auch das Wissen darüber nötig, ob der genannte *Peter* von Beruf Koch ist oder nicht und ob er die Eier in der Restaurantküche zubereitet oder am eigenen Herd. Die Systemlücke durch den fehlenden **Kocher* erzwingt also eine Spezifizierung des Frames bei der Instantiierung, und es ist nur noch die Frage, warum die Lücke nicht gefüllt wird. Die Lexikalisierung von *Kocher* bei Küchenmaschinen wie *Wasserkocher* kann die Ursache wohl nicht sein, weil die Sprachgeschichte ja immer wieder zeigt, dass die Sprecher, wenn ernstlich ein Ausdrucksbedarf besteht, sprachkreativ genug sind, um bedarfsgerechte neue Wörter zu schaffen. Man muss also doch eher davon ausgehen, dass schlichtweg kein Bezeichnungsbedarf besteht: Der Vorgang der Nahrungszubereitung ist zu elementar und die Notwendigkeit eines menschlichen Agens dabei zu selbstverständlich, als dass die explizite Füllung dieses Slots einen relevanten Informationswert in die Äußerung einbrächte. Dagegen perseveriert in dem aus lat. *coquus* entlehnten *Koch* das semantische Merkmal <berufsmäßig kochend>, denn im Lateinischen bezeichnet *coquus* den Betreiber einer Garküche. Das führt auf zwei weitere relevante Fragenkomplexe, zum einen das Phänomen der etymologischen Pfade und zum anderen das Spannungsverhältnis von Expressivität und Ökonomie sowie deren Relevanz für die sprachliche Variation.

Das vor allem de Saussure zugeschriebene Konzept von der Arbitrarität der sprachlichen Zeichen ist schon von Jakobson²⁰ dahingehend präzisiert worden, dass die Zeichen zwar in ihrer Erzeugung, nicht aber in ihrer Verwendung arbiträr sind, weil das Verhältnis von *signans* und *signatum* ja nicht bei jedem Sprechakt neu erzeugt wird, sondern auf einer konventionellen und erlernten, somit historisch gewachsenen Kontiguität beruht²¹. Dafür ist reflektiertes etymologisches Wissen natürlich nicht erforderlich²². Man könnte also, wenn man die kognitiv unrichtige Redeweise von den „wortinhärenten“ Merkmalen vermeiden möchte, formulieren, dass der Sprecher Gebrauchsweisen mitsamt ihren spezifischen semantischen Salienzen lernt und dabei durchaus imstande ist, die Gemeinsamkeit dieser Gebrauchsweisen zu etwas zu abstrahieren, das man bei der bewußten Analyse ein Ensemble von semantischen Merkmalen nennen kann; andernfalls müsste nämlich das Lexikon aus einer riesigen Menge von Homophonen bestehen, weil ohne die Annahme von semantischen Schnittmengen das Phänomen der Polysemie nicht erklärbar wäre. Auch insofern sind Merkmalsemantik und Frametheorie durchaus miteinander vereinbar.

kocht gut als Er ist ein guter Koch.

²⁰ Jakobson 1962.

²¹ Dazu und zu den Implikationen für einen systemtheoretischen Ansatz des Sprachwandels Zeige 2011: 115 und 124 ff.

²² Der ungeschulte Normalsprecher kann Wörter allenfalls mit anderen Wörtern assoziieren, aber kaum strukturierte Abhängigkeitsverhältnisse analysieren, was ihn bei der Sprachverwendung jedoch nicht behindert.

Was nun den Sprachwandel im Rahmen der Semantiktheorie angeht, so muss zunächst darauf hingewiesen werden, dass die Framesemantik nur für einen Teil des semantischen Wandels einen Erklärungsrahmen bietet, nämlich für diejenigen Fälle, wo sich der kognitive Frame verändert, wo Frames obsolet werden oder neue Frames entstehen. Nicht erklären kann das Frame-Modell dagegen Phänomene wie Synonymenbildung, Homonymenflucht, Entlehnungen und überhaupt alle Verschiebungen *innerhalb* eines Wortfelds. Auch was Metaphorik und übertragene Verwendung angeht, so lässt sich im Rahmen der Framesemantik zwar darstellen, wie sie vom Hörer verarbeitet wird, aber wenn man sich fragt, warum und wozu sie überhaupt entsteht, dann führt das über die Frametheorie hinaus. Das ist durchaus kein grundsätzlicher Einwand gegen die Framesemantik und resultiert wohl in erster Linie aus der Tatsache, dass sich dieses Modell generell vor allem mit dem Sprachverstehen und weniger mit der Sprachproduktion befasst, nötigt aber den Sprachhistoriker dennoch dazu, nach komplementären Forschungsansätzen Ausschau zu halten.

1.4 Sprachschöpfung und Redundanz

Ginge es beim Sprechen ausschließlich um einen möglichst effektiven Informationsaustausch, so könnte der menschliche Wortschatz erheblich kleiner sein als er tatsächlich ist. Denn eigentlich sind ja die Wörter flexibel handhabbar, können durch Kontextualisierung implizit und durch Attribuierung und Ähnliches explizit präzisiert werden, und wenn dann doch einmal eine neue Sache ein neues Wort erfordert, könnte man aus dem vorhandenen Sprachmaterial jeder Zeit ein semantisch durchsichtiges Neuwort schaffen. Warum aber dann *Orange* statt *China-Apfel*? Und wieso halten sich selbst in Zeiten überregionaler Kommunikation und akzeptierter Standardsprachen immer noch Heteronyme und Regionalismen? Und weiter: Hat semantischer Wandel eigentlich für irgend jemanden einen Nutzen, wenn doch das Lexikon sowohl im Ausgangsstadium als auch in der gewandelten Form in dem Sinne „optimal“ ist, als es aufgrund seiner Flexibilität und vielfältigen Kombinierbarkeit vollkommen funktions-tüchtig ist?

Mittlerweile weiß man, dass Sprachwandel wahrscheinlich eher nicht beim Spracherwerb geschieht, sondern in sehr viel stärkerem Maße beim erwachsenen Sprecher²³, und gerade der Wortschatz verändert sich im Lauf des Erwachsenenlebens ja kontinuierlich weiter. Ökonomie der sprachlichen Mittel kann demnach nicht die treibende Kraft sein, oder zumindest nicht der einzige Wirkfaktor. Vielmehr hat man hier mit einer vielleicht unbewußten, aber auf jeden Fall aktiven Sprachkreativität zu rechnen, die den Sprecher dazu bringt, immer wieder neue Wörter zu schaffen oder wenigstens aufzugreifen. Das kann im Einzelfall eine Prestigeentlehnung²⁴, ein Wortwitz²⁵, ein

²³ Aitchinson 2001.

²⁴ Ein typisches neueres Beispiel ist der italienische *Ruccola*, was sehr viel weltläufiger klingt, als wenn man das etymologisch verwandte *Rauke* verwenden würde.

²⁵ Das völlig absurde *nichtsdestotrotz* ist nicht anders zu erklären als durch eine ursprünglich scherzhaft gemeinte Kontamination aus *nichtsdestoweniger* (als Lehnübersetzung zu lat. *nihilominus*) und *trotdem*. Das Wort scheint sich aber endgültig durchgesetzt zu haben.